

Inhalt

Vorwort	7
Das Eigentor der westlichen Kultur	9
Ein Testfall: Die Fatwa gegen Salman Rushdie	23
Die Geburt des Toleranzprinzips in der Aufklärung	31
Kolonialismus und zwei Weltkriege	35
Der Aufstieg der politischen Korrektheit	40
Verantwortliche Meinungsbildung: der Ärztetest	49
Wenn Ressentiment zur Tugend wird	61
Religion und zivilisierte Verachtung	68
Kränkungen ertragen	77
Die Leidenschaft für die Freiheit	83
Nachweise	95

Vorwort

Dieser Essay über das Recht und die Pflicht der freien Welt, ihre Grundwerte zu verteidigen, schwebte mir seit Jahren vor; den vorliegenden Text habe ich im Spätsommer 2014 geschrieben. Meine Motivation war, der relativistischen Tendenz der politischen Korrektheit, die glaubt, alle Positionen, Glaubenssätze und Lebensformen hätten den gleichen Respekt verdient, entgegenzuwirken. Dieser oft gedankenlose Respekt hat meiner Meinung nach vielen liberal eingestellten Menschen den Mut genommen, offensiv für die fundamentalen Werte der offenen Gesellschaft – Freiheit, Kritik und offene Diskussion – einzutreten. Die Gefahr, die ich sah und heute erst recht sehe, besteht darin, dass rechtsnationale Parteien und Gruppierungen die vakante Rolle der Verteidiger der freien Welt übernehmen, dabei aber die zu verteidigenden Werte der Aufklärung, die unsere Gesellschaften im Lauf der letzten Jahrhunderte humanisiert haben, durch Fremdenhass und das Schüren von Ängsten untergraben.

Am 7. Januar 2015 stürmten Chérif und Saïd Kouachi in die Räume des Satiremagazins *Charlie Hebdo* und erschossen dort elf Menschen: Karikaturisten, Redakteure, Kolumnisten und einen Personenschützer. Auf der Flucht töteten sie zudem den Polizisten Ahmed Merabet. Zwei Tage später erschoss Amedy Coulibaly bei einer Geiselnahme in einem koscheren Supermarkt vier weitere Menschen. Zu diesem Zeitpunkt war die Arbeit am Text des Essays schon sehr weit fortgeschritten, und genau wie meine Ansprechpartner im Verlag hatte ich das Gefühl, *Zivilisierte Verachtung* sei für solche Ernstfälle geschrieben worden: für Angriffe auf die Presse- und Meinungsfreiheit, aber auch für die schamlosen Versuche rechtsnationaler Politiker wie Marine le Pen und islamophober Gruppierungen wie Pegida, Tragödien

wie das Charlie-Hebdo-Massaker für ihre Zwecke zu instrumentalisieren.

Von den vielen Solidaritätskundgebungen, die in jenen Januartagen in Frankreich und anderen Teilen der Welt zu sehen waren, berührte mich am tiefsten ein Plakat mit folgender Aufschrift:

JesuisCharlie
JesuisAhmed
JesuisJuif

Diese Worte machen klar, dass die Freiheit sowie das Recht zur Kritik und zur Satire keiner Ethnie, keiner Nation und keiner Religion gehören, sondern der Menschheit als Ganzer.

Dieser Essay ist dem Andenken der Opfer der Anschläge von Paris gewidmet.

Ein Testfall: Die Fatwa gegen Salman Rushdie

Am 14. Februar 1989 sprach Ajatollah Chomeini, der politische und religiöse Führer der Islamischen Republik Iran, eine Fatwa aus, in der er alle gläubigen Muslime aufforderte, den britischen Schriftsteller Salman Rushdie sowie alle an der Publikation des Romans *Die Satanischen Verse*¹ beteiligten Verleger und Verlagsmitarbeiter zu töten. Das Buch, so Chomeinis Rechtsauskunft, richte sich gegen den Islam, den Propheten Mohammed und den Koran und kränke die religiösen Gefühle aller Muslime. Wenig später setzte eine iranische Stiftung ein Kopfgeld in Höhe von einer Million US-Dollar auf Rushdie aus. Die Fatwa veränderte das Leben des Schriftstellers für immer: Er musste sich verstecken, lebte für Jahre unter Polizeischutz in wechselnden Unterkünften. Sein japanischer Übersetzer wurde ermordet, der italienische schwer verletzt, Rushdies norwegischer Verleger wurde niedergeschossen und überlebte vermutlich nur, weil die Angreifer ihn für tot hielten.²

Im Kontext dieses Essays ist vor allem interessant, wie der Westen auf die Rushdie-Affäre reagierte. Eigentlich hätte man erwartet, dass Großbritannien und die anderen Staaten, deren Souveränität durch Chomeinis Fatwa infrage gestellt wurde, mit äußerster Schärfe darauf antworten würden. Bei aller anfänglichen Rhetorik fielen die Reaktionen insgesamt jedoch eher gedämpft aus, man war in erster Linie bemüht, die Gemüter zu beruhigen. In gewisser Hinsicht war dies durchaus verständlich: Um die Sicherheit ihrer Bürger und die öffentliche Ordnung zu wahren, sind Politiker häufig gezwungen, Kompromisse zu schließen. Großbritannien hatte schon damals Millionen muslimischer Bürger und wollte jede weitere Eskalation vermeiden. Zudem war das Verhältnis des Westens zum Iran ohnehin

bereits belastet, weshalb das Interesse vorherrschte, zusätzliche Komplikationen möglichst zu vermeiden. Rushdies Situation verschlimmerte sich weiter, als die Boulevardpresse darüber berichtete, was der Schutz des Schriftstellers die britischen Steuerzahler kostete – ein weiterer Impuls für die Politik, die Affäre herunterzuspielen und auszuspitzen. Doch alle Hoffnungen, die ganze Sache würde schon irgendwann im Sande verlaufen, erwiesen sich vorerst als haltlos: Es sollte fast ein Jahrzehnt vergehen, bis die iranische Regierung sich von der Fatwa distanzierte.

Überraschender und auch enttäuschender als die Reaktion der Politik fiel die vieler Schriftstellerkollegen aus. Vor allem der 2011 verstorbene Essayist Christopher Hitchens, der mit Rushdie eng befreundet war, hat deren Verhalten immer wieder kritisiert.³ Eigentlich sind Intellektuelle im Westen in einer privilegierten Situation, sie tragen keine politische Verantwortung und können sich somit klarer zu Grundsatzfragen äußern. Die internationale Schriftstellervereinigung P.E.N. tat sich zunächst schwer, eindeutig Position zu beziehen. Viel Aufsehen erregte die Stellungnahme des Thrillerautors John le Carré, der sich in einem Leserbrief gegen die Veröffentlichung der Taschenbuchausgabe der *Satanischen Verse* aussprach; niemand habe »das gottgegebene Recht, eine großartige Weltreligion zu beleidigen und dann ungestraft veröffentlicht zu werden«, so le Carré, der noch hinzufügte, er habe mehr Angst um die Hände der Frau in der Poststelle von Rushdies Verlag als um die Einnahmen des Kollegen. Der Konflikt sollte dann 1997 eskalieren, als le Carré wegen der Verwendung vermeintlich antisemitischer Klischees selbst am Pranger stand und Rushdie in einem Leserbrief erklärte, es falle ihm schwer, sich mit jemandem zu solidarisieren, der sich an einer vergleichbaren Kampagne gegen einen Schriftsteller beteiligt habe; le Carré erneuerte daraufhin seine Vorwürfe und betonte, er habe damals einen »weniger kolonia-

listischen und selbstgerechten Ton« in die Debatte bringen wollen.⁴ Dass der P. E. N. sich schließlich doch entschieden auf die Seite Rushdies stellte und die Fatwa als inakzeptablen Versuch verurteilte, das Recht auf freie Meinungsäußerung einzuschränken, war vor allem Susan Sonntag zu verdanken, der damaligen Präsidentin des amerikanischen Ablegers der Schriftstellervereinigung.⁵

Kulturgeschichtlich ist die Affäre um Rushdies *Satanische Verse* symptomatisch, wobei ich an dieser Stelle ausdrücklich betonen möchte, dass ich im Folgenden keine eurozentristische Position vertrete und dass es mir keineswegs darum geht, die Rechte und Anschauungen weißer Christen oder Atheisten über die der Angehörigen anderer Ethnien oder Religionen zu stellen. Schon ein Blick auf die Herkunft des Protagonisten dieses historischen Dramas sollte dies klarmachen: Salman Rushdie wurde 1947 wenige Wochen vor der Teilung Britisch-Indiens im indischen Bombay (dem heutigen Mumbai) geboren; wenige Wochen nach seiner Geburt übersiedelte seine Familie ins muslimische Pakistan. Ab seinem 14. Lebensjahr besuchte Rushdie ein College in Großbritannien, jenem Land, dessen Königin ihn Jahrzehnte später zum Ritter schlagen sollte. Rushdie ist also alles andere als ein Vertreter des europäischen Imperialismus, seine Identität ist auf komplexe Weise sowohl durch den indischen Subkontinent als auch vom Westen geprägt. Seine Familie war muslimisch, der Geburtsname seines Vaters lautete Khwaja Muhammad Din Khaliqi Dehlavi. Dieser wandte sich jedoch früh vom Glauben ab, wurde Atheist und änderte seinen Namen im Erwachsenenalter aus Bewunderung für den (im Westen als Averroës bekannten) spanisch-arabischen Arzt und Philosophen Ibn Ruschd in Anis Rushdie. Ibn Ruschd, 1126 in Cordoba geboren, verfasste unter anderem einflussreiche Kommentare zu den Werken des Aristoteles. Sein auf dessen Logik beruhender Rationalismus brachte Ibn Ruschd zeitlebens immer wieder in Kon-

flikt mit den islamischen Autoritäten, die damals Südspanien beherrschten. Für die Philosophiegeschichte hat er eine enorme Bedeutung, weil die Schriften des Aristoteles im Westen damals nur über den Umweg ihrer arabischen Übersetzungen zugänglich waren, die auch die Basis des Denkens des größten jüdischen Philosophen des Mittelalters, Maimonides, darstellten; der wohl einflussreichste christliche Denker dieser Zeit, Thomas von Aquin, musste teilweise ebenfalls auf lateinische Übertragungen aus dem Arabischen zurückgreifen.

In seiner Autobiografie *Joseph Anton* schreibt Rushdie, sein Familienname sei das erste große Geschenk gewesen, das sein Vater ihm gemacht habe. Er selbst habe diesen Namen stets als schicksalhaftes Vermächtnis empfunden, da er seinen Weg als vor keiner Kontroverse zurückschreckender Freigeist vorgezeichnet habe. Rushdies Lebenswerk ist in vielerlei Hinsicht eine liebevolle, zugleich aber schonungslos kritische Auseinandersetzung mit seinem Geburtsland Indien sowie mit Pakistan, wo er zunächst aufwuchs. *Mitternachtskinder*, der Roman, mit dem Rushdie der internationale Durchbruch gelang und für den er 1981 den renommierten Booker Prize erhielt, ist eine magisch-realistische Allegorie auf die Geburt Indiens; in *Scham und Schande* (1983) befasst er sich mit der Geschichte Pakistans, in den *Satanischen Versen* mit dem Islam, der Religion, in die sein Vater hineingeboren wurde, von der er sich löste, von der er aber zeitlebens fasziniert war – eine Faszination, die Salman übernahm. In *Shalimar der Narr* (2005) geht es um Kaschmir. Rushdie hat die Liebe zu seiner Heimatregion nie verleugnet, auch wenn der Roman, die Kunstform, der er sein Leben widmete, europäischen Ursprungs ist. Die tragischen Verbindungen zwischen dem indischen Subkontinent und der britischen Kolonialmacht hat er immer wieder thematisiert, allerdings betrachtete er seine Herkunftsländer nie stereotyp als Opfer des Imperialismus.

Rushdie studierte Geschichte am King's College in Cambridge. Als dort ein Kurs über Mohammed und die frühe Geschichte des Islam wegen mangelndem Interesse abgesagt wurde, protestierte Rushdie, so dass er schließlich eine Art Privatissimum bei dem großen Historiker und Biografen Arthur Hibbert absolvieren konnte, der ihm viel über historische Vorstellungskraft beibrachte. Bei dieser Gelegenheit hörte Rushdie erstmals von der Anekdote aus der Biografie Mohammeds, laut der dieser Koranverse über drei weibliche Göttinnen nicht vom Erzengel Gabriel, sondern vom Teufel empfangen habe. Diese Geschichte inspirierte Rushdie zum Titel des Romans, der sein Leben für immer verändern sollte und ihn für Jahre zu einem Dasein im Untergrund verurteilte. Als er dieses Dasein nicht länger ertrug und zu dem Eindruck gelangte, er werde für Großbritannien zu einer Last, übersiedelte er schließlich im Jahr 2000 nach New York.

Spätestens hier gibt es gewisse Parallelen zwischen der Biografie Rushdies und der Geschichte von Ayaan Hirsi Ali.⁶ Hirsi Ali wurde 1969 in der somalischen Hauptstadt Mogadischu in eine muslimische Familie geboren. Ihr Vater war Oppositionspolitiker und wurde kurz nach ihrer Geburt inhaftiert; in seiner Abwesenheit setzte ihre Großmutter, eine orthodoxe Muslimin, durch, dass man Ayaan der traditionellen Klitorisbeschneidung unterzog. Später wurde sie streng muslimisch erzogen; als Frau durfte sie lediglich eine Ausbildung zur Sekretärin absolvieren. Als sie 21 war, arrangierte ihr Vater eine Heirat mit einem in Kanada lebenden Cousin, von dem sie noch nicht einmal gewusst hatte, dass er existierte. Auf der Reise nach Nordamerika nutzte Hirsi Ali einen Zwischenstopp in Deutschland, um sich abzusetzen und in den Niederlanden Asyl zu beantragen. Dabei verschwieg sie, dass sie zwischenzeitlich bereits in Kenia im Exil gelebt hatte und über Deutschland nach Holland gelangt war – ein Fehler, der sie später teuer zu stehen kommen sollte. 1997

wurde sie niederländische Staatsbürgerin. Sie studierte Politikwissenschaft, wandte sich vom muslimischen Glauben ab und engagierte sich als Islamkritikerin; 2003 zog sie für eine rechtsliberale Partei ins niederländische Parlament ein. Im folgenden Jahr produzierte sie gemeinsam mit dem Regisseur Theo van Gogh den Kurzfilm *Submission (Part I)*, in dem die Unterdrückung der Frauen in der islamischen Welt angeprangert wird. Van Gogh wurde daraufhin im November 2004 am helllichten Tag und auf offener Straße von einem islamischen Fundamentalisten marokkanischer Herkunft getötet. Mit einem Messer befestigte der Täter an van Goghs Brust ein Bekennerschreiben, in dem er auch Hirsi Ali mit dem Tod bedrohte.

Diese hatte bereits früher Drohungen erhalten und lebte seit längerer Zeit in Verstecken. Ähnlich wie bei Rushdie wurden bald die Kosten für den Personenschutz zum Thema. Bis heute ist nicht klar, ob dies einer der Gründe war, weshalb Rita Verdonk, die niederländische Ministerin für Integration und Immigration, im Mai 2006 Hirsi Alis Einbürgerung für nichtig erklärte und ihr innerhalb kürzester Zeit die niederländische Staatsbürgerschaft entzog, was mit den falschen Angaben im Asylgesuch begründet wurde. Auf diese hatte Hirsi Ali selbst jedoch Dutzende Male hingewiesen, auch gegenüber Vertretern der Regierung und ihrer Partei; die Sache war seit 2002 öffentlich bekannt.⁷ Die Aberkennung der niederländischen Staatsangehörigkeit wurde zwar später rückgängig gemacht, letztendlich emigrierte Hirsi Ali aber in die USA, wo sie eine Stelle als Fellow am konservativen Thinktank American Enterprise Institute erhielt. 2011 heiratete sie den in Harvard lehrenden britischen Historiker Niall Ferguson; 2013 nahm sie die US-amerikanische Staatsbürgerschaft an.

Die Fälle Rushdie und Hirsi Ali werfen eine Reihe von Fragen auf: Weshalb wurden beide in Europa für Positionen kritisiert, die eindeutig durch das Recht auf Meinungsfreiheit geschützt

waren? Sowohl Großbritannien als auch die Niederlande atmeten schließlich auf, als Rushdie und Hirsi Ali in die USA emigrierten. Warum waren die USA bereit, diesen Menschen Schutz und eine neue Heimat zu bieten, während sich die europäischen Länder, deren Staatsbürgerschaft sie hatten, damit schwertaten? Es ist wenig überraschend, dass europäische Politiker die hochkontroversen und brisanten Themen der Islamkritik mit großer Vorsicht behandeln. In Westeuropa liegt der Anteil der Muslime an der Gesamtbevölkerung im Durchschnitt bei etwa fünf Prozent. Ihre Gefühle sollen wie die aller anderen Gruppen (ob Mehrheit oder Minderheit) respektiert werden. Die liberale Grundordnung beruht jedoch auf dem Recht auf freie Meinungsäußerung, dessen Verteidigung eine der wichtigsten Pflichten liberaler Demokratien ist. In *Joseph Anton* betont Rushdie mehrfach, man dürfe *Die Satanischen Verse* nicht auf eine vermeintliche Beleidigung reduzieren: Es handele sich um einen komplexen, vielschichtigen Roman, um ein Kunstwerk. Das stimmt natürlich, aber das ist gar nicht der springende Punkt. Die Idee der liberalen Demokratie und die Grundwerte der Aufklärung können von dem Recht, intellektuelle Kritik zu üben und Satire zu veröffentlichen, nicht getrennt werden; dass dabei mitunter die Gefühle der Kritisierten verletzt werden, lässt sich nun mal nicht vermeiden, ändert aber an dem Recht selbst nichts, ja ist gewissermaßen sogar ein Teil davon. Europa hat viele Jahrhunderte gebraucht, um diese Idee in juristische und politische Realität umzusetzen. Giordano Bruno wurde im Jahr 1600 von der Inquisition verbrannt. Spinoza wurde 1656 von der jüdischen Gemeinde Amsterdams exkommuniziert. Voltaire musste immer wieder vor den französischen Behörden fliehen, da er beißende Kritik an der Kirche und an der Monarchie geübt hatte; viele Menschen sahen sich durch seine Schriften verletzt, und erst als die Gedanken der Aufklärung in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts immer populärer wurden, konnte in

seine Heimatstadt Paris zurückkehren, die ihm einen triumphalen Empfang bereitete.⁸

Bei Ayaan Hirsi Ali gibt es ein weiteres vielsagendes Detail: Warum wurde sie ausgerechnet vom American Enterprise Institute, einer dezidiert konservativen Einrichtung mit engen Verbindungen zur Republikanischen Partei, mit offenen Armen aufgenommen? Ist es nicht bedenklich, dass sich zunehmend eher rechte Parteien und Organisationen als Hüterinnen der Meinungsfreiheit inszenieren, die angeblich durch falsche Rücksichtnahmen und die Ideologie der politischen Korrektheit gefährdet ist? Der niederländische Rechtspopulist und Islamkritiker Geert Wilders wurde für sein Engagement für die Meinungsfreiheit bereits mehrfach mit Preisen ausgezeichnet.⁹ Seine 2006 gegründete »Partei für die Freiheit« ist heute die drittstärkste politische Kraft in Holland. Man hat den Eindruck, als sei die Verteidigung der freien Welt an die Rechten delegiert worden – eine Entwicklung, die Linksliberale alarmieren sollte. Nicht zuletzt weil sie dazu führt, dass Kritik am Islam in Europa nicht länger als zivilisierter Diskurs mit wohlabgewogenen Argumenten vorgebracht wird; stattdessen verbreiten rechte und fremdenfeindliche Parteien und Gruppierungen mit demagogischen Mitteln Islamophobie (man denke nur an das oben bereits erwähnte Plakat aus der Schweiz, auf dem die Minarette aussahen wie Raketen).